

land als letztes Bollwerk genommen hat, auch Europa einbezieht. In einer Rundfunkansprache über das Thema „Gedanken zum neuen Schuljahr“ hat der Staatssekretär im sowjetischen Ministerium für Volksbildung, Laabs, am 31. August 1955 erklärt: „Es ist klar, daß die neue demokratische Schule unserer Republik mehr und mehr in den Mittelpunkt der gesamtdeutschen Interessen rückt. Sie wird zum Vorbild der kommenden fortschrittlichen Schule im wiedervereinigten Deutschland.“ Es wird an uns liegen, was wird oder was nicht wird.

Hofmannsthal und Stefan George

Von EDUARD LACHMANN

Die trotz aufrichtiger Versuche von beiden Seiten gescheiterte Annäherung zwischen Hofmannsthal und George ist dokumentarisch in ihrem Briefwechsel niedergelegt.¹ Auch hat man an Einzelzügen erkannt, wie das Bild Georges im Werk Hofmannsthal auftaucht und damit das Wort Hofmannsthal Wahrheit wird, wonach die „Gestalt das Problem erledigt.“ In der Tat hat sich Hofmannsthal, der „sich stets getrieben fühlte alles zu verbinden, während Georges Dämon auf Trennung, Absonderung und Bruch mit den Mitlebenden aus war“ (Ernst Robert Curtius), mit der Gestalt Georges bis in sein letztes Werk, den „Turm“, beschäftigt und ihm dichterisch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese Kontinuität soll hier aufgezeigt werden.

Der „Täter“ in „Der Tor und der Tod“, der Jüngerkreis im „Tod des Tizian“, „Pierre“ im „Geretteten Venedig“ sind frühe Erinnerungsbilder Hofmannsthals an Stefan George, die letztgenannte Gestalt nach einem brieflichen Geständnis Hofmannsthals ausdrücklich so bezeichnet, wobei Hofmannsthal die selbstverständliche Einschränkung macht, daß „solche Figuren zwar nicht geradehin Gleichnisse zweier Menschen sein könnten — aber vieles, was im Leben wie Wellen andränge und abflute, in einem solchen Bilde enthalten sei.“

Obwohl sich in dem berühmten Brief des Lord Chandos an Bacon ein wörtlicher Hinweis auf die Widmung findet, mit der George seine „Pilgerfahrten“ Hofmannsthal übersandte, hat man erst kürzlich, und nicht ohne Widerspruch hervorzurufen, erkannt, daß dieser von dem 26jährigen Hofmannsthal abgefaßte Brief, in dem er sich im Kostüm eines elisabethanischen Adligen versteckt, an George gerichtet ist. So Paul Requadt in „Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert“.² Dadurch wird aber die Bedeutung dieses Briefes erst völlig durchsichtig.

¹ 2. Aufl. Düsseldorf 1935.

² Heidelberg 1954, S. 53.

Hofmannsthal veröffentlichte ihn am 18. und 19. Oktober 1902 in der Berliner Zeitung „Der Tag“ und fügte den Aufsatz in Maschinenschrift einem Briefe an George vom 14. 7. 1902 als Anlage bei, da die Maschinenschrift George vielleicht „sympathischer“ sei. In der Tat kam die Veröffentlichung einer solchen Arbeit in einer Tageszeitung in den Augen Georges einem Sakrileg gleich. George geht in seiner Antwort auf die Arbeit nicht ein.

Man braucht aber nur Georges Brief vom Juli 1902 und Hofmannsthals Antwort vom 24. Juli nachzulesen, um zu erkennen, wie der Chandos-Brief in dichterischer Form ein erhöhter, klarerer Ausdruck alles dessen ist, was Hofmannsthal von George trennte. In dem Chandos-Brief spricht die Seele des Dichters von ihrem Geheimnis, das der Briefwechsel nur zurückhaltend andeutet. Im Briefwechsel, der dem Chandos-Brief vorangeht, hat Hofmannsthal den George-Kreis abgelehnt. „Ich glaube“, so schrieb er, „es widerstrebt mir sehr, den Ausdruck der Herrschaft über das Leben, der Königlichkeit des Gemütes aus einem Munde zu vernehmen, dessen Ton nicht zugleich mit der wahrsten Ehrfurcht erfüllt.“

Hofmannsthal bekennt „sein fieberhaftes Bestreben, dem Geist unserer verworrenen Epoche auf den verschiedensten Wegen in den verschiedensten Verkleidungen beizukommen.“ Den Trieb, „in Tagesblättern und vermischten Revuen sich auszusprechen“, will er lieber „erklären als irgendwie verleugnen“.

In den höflichen Sätzen stehen auch heftigere Worte wie „Antipathie“ gegen den George-Kreis und „entfremdet“. Auch George läßt es an solchen Worten nicht fehlen. „Lauliche Reizbarkeit“, „weichtierhafte Eindrucksfähigkeit“. Und: „Wenn Sie als schön preisen, sich von den vielfarbigen Tatsächlichkeiten treiben zu lassen, bedeuten sie mir nichts ohne Auswahl und Zucht.“ George besteht auf einer, d. h. seiner „Art und Führung“. Obwohl er weiß, daß „durch alle Haltung und Führung kein Meisterwerk geboren“ werde, so beruft er sich darauf, daß „ohne diese manches oder alles unterdrückt“ werde.

Das führt Hofmannsthal, wie er in seinem Briefe vom 24. Juli 1902 bekennt, in eine „jener schlimmen tiefen Verstimmungen“, in der ihm „nicht nur jeder Glanz der inneren Anschauung, sondern sogar die Klarheit des Denkens qualvoll verloren gehen.“ Aus einer solchen Verdüsterung ist der Chandos-Brief geschrieben worden.

Vergleicht man mit diesem Brief Hofmannsthals „Gespräch über Gedichte“, jene unvergleichliche, in der damaligen Zeit völlig vereinzelte Darstellung von Georges „Jahr der Seele“, so gewinnt die Absage Hofmannsthals an George noch mehr an Gewicht. Während im Chandos-Brief von der Ohnmacht der hohen Dichtersprache die Rede ist, von der Auflösung ihres Zaubers, feiert der Aufsatz über Georges Gedichte ihren Sprachzauber und spricht von „Chiffren“, welche die Sprache aufzulösen „ohnmächtig“ ist. In dem Chandos-Brief wird aber von der „Ohnmacht dieser Chiffren“ gesprochen.

Inhaltlich bedeutet der Brief den Bruch des Zauberbannes. Die Introversion in die Magie der Sprache ist für Hofmannsthal kein gangbarer Weg.

Die hohe Sprache der „Praeexistenz“, wie Hofmannsthal die Zeit vor dem Mannesalter genannt hat, scheint ihm den Weg ins Leben zu verbauen. Solange er noch keine andere Sprache gelernt hat, bleibt ihm nichts übrig als das Verstummen. Das ist die Krise des Lord Chandos und zugleich die Hofmannsthals. So wird die Absage an die Perfektion der Schönheit ausgesprochen, an den Panästhetizismus, an das Dogma der symbolischen Schule von Mallarmé bis zu George, das Schöne ist nicht das Absolute, kein Wort konnte George tiefer treffen. Es ist die Absage an den Grundsatz: *l'art pour l'art*.

Das im Chandos-Brief im Jahre 1902 ausgesprochene Nein zum reinen Ästhetizismus ist ein stellvertretendes Erlebnis für die Hofmannsthal folgende Generation. Der Brief nimmt die Folgen vorweg, die Jahrzehnte später offenkundig geworden sind: der Weltekel Sartres hat hier bereits sein Wort gefunden in dem Bild von dem „um sich fressenden Rost“, der sich auf alles Sichtbare legt.

„Die einzelnen Worte, die mich anstarrten und in die ich wieder hineinstarren muß: Wirbel sind sie, in die hinabzusehen mich schwindelt, die sich unaufhaltsam drehen und durch die hindurch man ins Leere kommt.“

Hier steht, schon im Jahre 1902 hingeschrieben, das Wort von der „Leere“, diesem Leitwort heutiger geistiger Existenz, für die Rilkes Duineser Elegien und T. S. Eliots Elegie „The waste Land“ hunderte von Metaphern liefern.

Kein Prunkwort reicht aus, um ins Neue vorzustoßen. Die Schönheit anbeten zu wollen, sättigt nicht das noch unausgesprochene religiöse Bedürfnis, Demut wiegt mehr als Überheblichkeit. Hofmannsthal strebt der Bindung zu, wie er es schon seinen Toren als letzte Sehnsucht hat aussprechen lassen: „Gebunden werden — ja, und kräftig binden.“ Der Weg ist noch nicht gefunden, der Ästhet Chandos endet in Verzweiflung.

Im weiteren Werk Hofmannsthals verliert das Bild Georges alle persönlichen Züge und wird Träger seines geistigen Weltprinzips. So in der Gestalt des Maltesers Scaramozo in dem Fragment gebliebenen Roman Hofmannsthals: „Andreas oder die Vereinigten“.³

Auch hier behält das Bild Georges die führende, überlegene Rolle gegenüber dem jungen Weltkind Andreas von Ferschengelder, der im Jahre 1778, also am Ende der Regierungszeit Maria Theresias von seinem vermögenden Vater in Wien auf eine Bildungsreise nach Venedig geschickt wird und als junger Mensch, nach Führung lüstern, in fortlaufende Verwirrungen gestürzt wird.

Die Rettung des jungen Mannes aus den Verwirrungen in Venedig wird vorweggenommen. Auf der Hinreise macht er Halt in einer Alpenlandschaft, dem Sinnbild der gesuchten Urnatur. Dort findet er in der Tochter Ro-

³ Ausführlich begründeter Nachweis bei Kurt Singer, „Die Spur einer Dichterbegegnung: George und Hofmannsthal“ in *Castrum Peregrini*, 4. Heft, Amsterdam 1951.

mana aus dem adeligen Bauerngeschlecht Finazzer, einer ländlich österreichischen Ophelia, das Geheimnis und zugleich die Lösung aller Lebensrätsel.

Dem Ganzen, das nur bis zur Ankunft Ferschengelders in Venedig ausgeführt, im übrigen Fragment geblieben ist, hat Hofmannsthal das Wort Ariosts als Motto vorangestellt:

„Es hat in unserer Mitte Zauberer
Und Zauberinnen, aber niemand weiß es.“

Ein solcher Zauberer, der wie eine Spinne im Netz sitzt und auf seine Opfer wartet, ist der undurchsichtige Malteser Scaramozo, ein neues Bild Georges, vor allem seiner Gewalt und Herrschernatur. Als ihn der junge Mann zum ersten Mal sieht, seine „gelbliche etwas leidende Miene“, fährt ihm „der ungereimte Gedanke an das vertrocknete Gesicht einer toten Kröte durch den Sinn.“

Aber das ändert sich bald. Die Stunden mit Scaramozo werden für Andreas „das Leuchtende in seinen Tagen“. Der Chevalier wird „für ihn immer schöner und er ahnt allmählich, daß das Wesen dieses Menschen ganz Liebe oder ganz Form ist.“ Das ist geradezu die Formel für den platonischen Menschen. „Sein Wesen ist ein Wissen um das Geheimnis der menschlichen Organisation.“ „Scaramozo lehrt ihn an Ariost die Funktion der Poesie erkennen: die Poesie hat es ganz und gar nicht mit der Natur zu tun. Die Durchdringung der Natur (des Lebens) beim Dichter ist Voraussetzung.“

„In Stunden der Exaltation ist er (Scaramozo) sicher, nur er habe den wahren Schlüssel der Welt, alle anderen gleiten an dem Geheimschloß vorbei.“ „Die wahre Poesie ist das arcanum, das uns mit dem Leben vereinigt, uns vom Leben absondert.“ (Novalis, Mallarmé). Georges Kairos-Verehrung: „Alles was existiert ist gegenwärtig, ja wird im Augenblick geboren (Gefühl beim Anhören Bachscher Musik).“ „Der Blick der Verachtung auf alles, auch auf Andreas, der vernichtende Spott über Andreas.“

„Weiß denn ein junger Mensch, was er fordert, was er sich wünscht? — die vielen Beziehungen — und ob sie zu etwas führen, — hierzu bedarf es einer Führung von oben. — Malteser hat den Begriff der Gewalt inne, den Andreas erst erwerben muß.“

„Malteser: Knien? — wie einer kniet, um von einem göttergleichen verehrten Lehrer Belehrung zu empfangen, — diese Gebärde, ich werde gestorben sein ohne sie auf meinem Lebenswege gefunden zu haben. Wird dieser Junge der sein, der zu knien vermag?“

Das ist Georges Herrschaftsanspruch über die Jugend, dem ein Mensch wie Hofmannsthal nie Genüge tun konnte. Scaramozo endet durch selbstgewählten Tod. „Andreas“, vor dem Bett, worin die Leiche Scaramozos ruht, muß ahnen, jener könne in einem höchsten Sinne recht gehabt haben.“

Nicht George selbst, aber seine wegen der Naturfeindschaft mit Verstei-

nerung bedrohte Haltung findet einen Ausdruck in der Gestalt des Kaisers in Hofmannsthals „Frau ohne Schatten“, wo der Kaiser durch den Fluch der Unfruchtbarkeit, der auf der Feentochter lastet, zu versteinern droht. Er wird errettet durch das selbstlose Opfer der Frau. Hierin offenbart sich Hofmannsthals Lebenslösung, die er selbst „allomatisch“ genannt hat. Das Männliche und Weibliche müssen durch gegenseitige Leistung aneinander die Lösung finden. Eine solche Lösung hätte George nie anerkannt. In den Augen Hofmannsthals war Georges Haltung zum Leben automatisch und fruchtlos. Obwohl der Kaiser in der „Frau ohne Schatten“ gewiß nicht mit George identifiziert werden kann, deutet das drohende Schicksal der Versteinierung auf die George-Welt und die in ihr als herrschend postulierte Haltung hin. Dem automatisch sich Vereinzelnden ist nach Hofmannsthal kein Weg ins Leben möglich.

Noch in seinem letzten Werk, in dem Drama „Der Turm“, errichtet Hofmannsthal in dem Almosenier ein Standbild des großen herrischen Einzelnen, von dem kein Segen ausgehen kann. Vom Thema jenes barocken Dramas spricht schon der Brief des Lord Chandos, in ihm dreht sich die Welt wahrlich in Wirbeln, in die hinabzusehen den Menschen schwindelt und auch der Großalmosenier vermag keine Rettung aus der „Leere“ anzubieten.

Der Großalmosenier steht dem König mit äußerster Verachtung gegenüber. Die gleiche Verachtung spricht George im Siebenten Ring über die Bühnenkönige und die larvenhaften Inhaber der Macht im Staate aus. Eine ähnliche Absage erteilte George später den Machthabern des Dritten Reiches, als man ihn in die deutsche Dichterakademie aufnehmen wollte. Die Worte, die sich der Großalmosenier aus dem Buche des Guevara vorlesen läßt, haben den gleichen eschatologischen Ton wie Georges Weissagungen. „Das Zukünftige pochet immer als eine Räuberfaust um Mitternacht“.

Dazu:

Siebenter Ring:

Vielleicht wer jahrlang unter euren Mördern saß,
In euren Zellen schlief: steht auf und tut die Tat.

Für die gestörte Ordnung der Welt gibt es im Augenblick weder für den Almosenier noch für George ein Heilmittel. Die Abkehr von der Welt, das schroffe Nein zur Gegenwart findet bei beiden ähnliche Worte und Bilder. Hofmannsthal deutet auf die Fruchtlosigkeit einer solchen Intransigenz hin.

Allen Standbildern Georges im Werk Hofmannsthals wohnt Größe inne. In allen Fällen gibt Hofmannsthal dem Gegenspieler Autorität, Einsatz für Idee, Heiligung durch Opfer, die ihn selbst vertretenden Figuren spielen im Frühwerk die Rolle von Weltkindern, die im Strom der Zeit mitschwimmen, keinerlei Ehrgeiz zum Täter, zum Herrscher, zum Propheten haben. Instinktiv wehrte sich Hofmannsthals das Weibliche so hoch verehrende und in den Mittelpunkt der Welt setzende Seele gegen Georges Ablehnung des Weiblichen, gegen Georges Ablehnung der Musik, gegen Georges Unterjochung

der Natur. Auch Georges Ablehnung des zeitgenössischen Bühnenspiels war Hofmannsthal fremd; ihn, den Österreicher, den Wiener, drängte es zur Bühne hin. Er wollte spielen, während George nur den hieratischen Ernst duldete.

Das Lebensgefühl Hofmannsthals ruhte auf der reichen barocken Überlieferung seiner Heimat, mit vollem Recht fügte er Salzburg dem Titel seines großen Welttheaters an. Unter den vielen Erbschaften Hofmannsthals ist die barocke entscheidend. Im deutschen Sprachbereich ist Hofmannsthal der einzige, der Calderon zu wirklichem Leben erweckt hat („Der Turm“, die geistlichen Spiele „Jedermann“ und „Das große Salzburger Welttheater“).

Gundolf, der es wissen mußte, nennt Hofmannsthal den „letzten Träger und Nachfahren des gesamteuropäischen Rokokos der Goldini, Watteau und Mozart.“

Auf das Barock ist es zurückzuführen, daß es in der Dichtung Österreichs keine Seelenbewegung von der Kraft der Romantik gegeben hat wie im übrigen Deutschland. Dichtern wie Novalis und Brentano hat man in Österreich nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen, auch einem Eichendorff nicht, obwohl dieser östlicher Herkunft ist: aber er war nördlich der Donau heimisch.

Was ist George fremder als das Barock? Vom Mittelmeerischen hat er das Römische, die hohe und frühe griechische Antike erfährt in seiner Dichtung eine Wiedergeburt. Sein Menschenbild ist rein und jünglingshaft wie der Apoll von Tenea.

Die beiden großen deutschen Dichter stehen sich nicht wie feindliche Brüder, wohl aber als Antagonisten gegenüber, der Dichter vom Rhein und der Dichter von der Donau, die doch vom Schicksal den gleichen Auftrag hatten: der deutschen Sprache einen neuen Impuls zu geben, sie zu reinigen und zu schmeidigen und ihr Glanz und Duft zu schenken.

Hofmannsthal wandelte sich aus einem großen lyrischen Dichter, als welcher er in früher Jugend begonnen hatte, in den Dramatiker der Weltlust, wenn man so seine mittleren Dramen, die Lustspiele und seine Abenteuergestalten deuten will, aber er schritt darüber hinaus und dichtete seine „Geistlichen Spiele“, den „Jedermann“, „Das Große Salzburger Welttheater“, den „Turm“, der nicht allein durch seine Beziehung auf Calderon ein „geistliches Spiel“ ist. In diesen geistlichen Spielen leuchtet eine christliche Transzendenz auf, der George ablehnend gegenüberstand, obwohl er aus katholischem Erdreich stammte und dieses nie befehdete. Darum konnten beide Dichter im geistigen Felde nie einen gemeinsamen Weg gehen; und es überrascht die instinktive Sicherheit, mit der schon der junge Hofmannsthal das bei der ersten Begegnung gespürt hat, zugleich auch wie er mit der distanzierenden Haltung eines Grandseigneurs in gebotener Ehrfurcht vor dem Genius an diesem ersten Gefühl der Sonderung sein Leben lang festgehalten hat.